

08 029 573 574

# Schillers Natur

Leben, Denken und literarisches Schaffen

Sonderheft 6 der  
Zeitschrift für Ästhetik  
und Allgemeine Kunstwissenschaft

Herausgegeben von

GEORG BRAUNGART

und

BERNHARD GREINER

unter Mitarbeit von

LUTZ-HENNING PIETSCH

Germ.

Ps 10

S 72

— Universität Tübingen  
Fakultätsbibliothek Neuphilologie

22.82/06

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

Nach dem Wechsel zum Meiner Verlag im Jahr 2000 hat die *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* (ZÄK) eine sehr erfreuliche Entwicklung genommen. Dies zeigt sich u. a. an dem großen Interesse, das die *Sonderhefte* erfahren haben, die die regulären Hefte begleiten. Um einen eindeutigeren bibliographischen Nachweis dieser Sonderhefte zu gewährleisten, werden diese ab sofort – auch rückwirkend – numeriert. Die Sonderhefte (1–2 Hefte pro Jahr) werden den Subskribenten auch in Zukunft mit einem Nachlaß von 15% auf den Ladenpreis geliefert.

Nachstehend aufgeführte Sonderhefte zur ZÄK sind bislang im Felix Meiner Verlag erschienen und werden nunmehr wie folgt gezählt:

- 1 · Ursula Franke (Hg.): Kants Schlüssel zur Kritik des Geschmacks (Jg. 2000)
- 2 · Rudolf Behrens (Hg.): Ordnungen des Imaginären (Jg. 2002)
- 3 · Ursula Franke / Josef Früchtel (Hg.): Kunst und Demokratie (Jg. 2003)
- 4 · Gert Mattenklott (Hg.): Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste (Jg. 2004)
- 5 · Ursula Franke / A. Gethmann-Siefert (Hg.), Kulturpolitik und Kunstgeschichte (Jg. 2005)

#### Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

#### *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft*

Sonderheft 6 · ISBN 3-7873-1770-8 · ISBN 978-3-7873-1770-7 · ISSN 1439-5886

© Felix Meiner Verlag 2005. Alle Rechte vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Jens-Sören Mann. Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

## INHALT

<i>Einleitung</i> .....	V
-------------------------	---

### DER NATURGRUND DER ÄSTHETISCHEN, DER ›SCHÖNHEITSGRUND‹ DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN REFLEXION

<i>Josef Früchtel</i> : Ästhetische Subjektivität und gespaltene Moderne .....	3
--	---

<i>John A. McCarthy</i> : Kopernikus und die bewegliche Schönheit – Schiller und die Gravitationslehre .....	15
--	----

<i>Steffen Schneider</i> : Schillers poetologische Reflexion der Natur im Horizont der Renaissancebukolik .....	39
---	----

### NATUR ALS PERSPEKTIVPUNKT DER MEDIZIN UND ANTHROPOLOGIE

<i>Dietrich von Engelhardt</i> : Schillers Leben mit der Krankheit im Kontext der Pathologie und Therapie um 1800 .....	57
---	----

<i>Ludwig Stockinger</i> : »Es ist der Geist, der sich den Körper baut« – Schillers philosophische und medizinische Anfänge im anthropologiegeschichtlichen Kontext .....	75
---	----

<i>Lutz-Henning Pietsch</i> : »Vielleicht, daß der Anblick seinen Genius wieder aufweckt.« – Die ›umschlägliche‹ Figurenpsychologie in Schillers frühen Dramen und die anthropologische Theorie der Aufmerksamkeit .....	87
--	----

<i>Barbara Mahlmann-Bauer</i> : Die Psychopathologie des Herrschers – Demetrius, ein Tyrann aus verllorener Selbstachtung .....	107
---	-----

<i>Jörg Robert</i> : Die Kunst der Natur – Schillers Landschaftsästhetik und die anthropologische Revision von Lessings <i>Laokoon</i> .....	139
--	-----

## DIE GEOLOGIE UND DAS ERHABENE

Von Georg Braungart

### I. ›Der Spaziergang‹

Schillers Elegie *Der Spaziergang*, ein Gedicht, dessen Vielschichtigkeit und geistesgeschichtliche Prägnanz durch Wolfgang Riedel<sup>1</sup> eindrücklich vorgeführt worden ist, bezieht sich bekanntermaßen an einigen signifikanten Stellen auf den Diskurs des Erhabenen. Der Wanderer, der sich aus der Tiefe des Tals in die Höhen des Gebirges und damit der Erkenntnis hinaufbegeben hat, schaut zurück in die weite Flur; und es entsteht vor seinen Augen die Vision einer Geschichte der Zivilisation, die in Dekadenz mündet. Ein großes geschichtsphilosophisches Gemälde, das katastrophal in der Asche von Kriegen und Selbstvernichtung endet; eine Modellgeschichte von der Dialektik der menschlichen Freiheit, die den Wanderer jäh wieder in die nun schaurig-wilde (in der Tradition des *locus terribilis* präsentierte) Natur des Hochgebirges hineinwirft<sup>2</sup>:

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüßige Gründe  
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.  
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,  
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.  
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben  
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,  
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen  
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.  
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum  
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.

Der Wanderer ist ausgesetzt, einsam und aus seiner Geschichte hinausgeworfen, und wie das Ich in Nikolaus Lenaus schauerlich-nihilistischem Doppelsonett *Einsamkeit* wirft er sich an die Brust der Natur, die – wenngleich ein ›einsamer‹ Ort, ein *locus desertus* – doch zugleich in ihrer übergeschichtlichen Gleichförmigkeit Trost bieten kann; die Elegie endet<sup>3</sup>:

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Riedel: ›Der Spaziergang‹ – *Ästhetik der Landschaft und Geschichtsphilosophie der Natur bei Schiller*, Würzburg 1989.

<sup>2</sup> Ich zitiere nach dem Abdruck bei Riedel, ebd., 9-16, hier 13, Vs. 173-182 (der Druckfehler ›mit‹ in Vs. 175 korrigiert).

<sup>3</sup> Ebd., 13 f., Vs. 185-200.

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem  
 Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,  
 Der mich schauernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,  
 Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.  
 Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,  
 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!  
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig  
 Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.  
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne  
 Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,  
 Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,  
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,  
 Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;  
 Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün  
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,  
 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Der Text lebt aus Gegensätzen: Der Idylle wird die Einöde gegenübergestellt, dem *locus amoenus* der *locus terribilis*; der Natur sodann die Kultur und schließlich die Geschichte; dem Mythos die Aufklärung, dem Frieden der Krieg, dem Fortschritt die Dekadenz. Mir geht es um den Gegensatz *Natur versus Geschichte*, denn ich glaube, daß Schiller in diesem großartigen Gedicht hier – wissenschaftlich, wissenschaftsgeschichtlich gesehen – ein Anachronismus ›passiert‹; das will ich in diesem Beitrag zeigen.

Zu Recht und nachdrücklich hat man darauf hingewiesen, daß Schiller hier (und an einigen anderen Stellen) den Diskurs – oder auch die Topik – des Erhabenen aufnimmt, und man hat ebenfalls zu Recht festgestellt, daß der *Spaziergang* in seiner poetischen Logik mitnichten – wie 1795 von seinem Autor eigentlich zu erwarten – die Kant-Schillersche Philosophie des Erhabenen ›umsetzt‹. Die Flucht an den Busen der Natur und das tröstende Hinausschreiten aus der Geschichte, die – zwischen Homer und der eigenen Gegenwart aufgespannt – angesichts der gleichmütigen Selbstidentität der großen Natur zu einem winzigen Augenblick zusammenschrumpft (auch das hat Wolfgang Riedel gezeigt): Diese Flucht in die Natur hat nichts mit der ›erhebenden‹ Besinnung des Subjekts auf die Idee oder seine sittliche Existenz gemeinsam, wie sie Kant und Schiller – erst- und einmalig in der Geschichte des Erhabenen – als dessen Charakteristikum verlangen.

Im Laufe seiner langen Geschichte hat das Erhabene seit je eine gewisse Affinität zum Hochgebirge und zu schauerlich-gewaltsamen Naturprozessen gezeigt. Die Topik des Erhabenen, die sich in vielfacher Weise mit der topischen Tradition des *locus amoenus* oder vielmehr des korrespondierenden *locus terribilis* bzw. *desertus* berührt, bedient sich immer wieder jener Naturbeispiele, die seit 1800 disziplinar dann von der eben entstehenden Wissenschaft der Geologie verwaltet werden.

Doch bereits in der frühen Neuzeit gibt es wissenschaftsgeschichtlich charakteristische Berührungspunkte mit der Vorgeschichte der Geologie, also der Naturhistorie und der Erdgeschichte. Entscheidend für meinen Argumentationszusammenhang aber ist, daß sich genau in der Zeit um 1800, als die Entwicklung der Geologie als Wissenschaft, die in diesen Jahrzehnten zwischen Buffon und Charles Lyell, also zwischen etwa 1750 und 1830, ihr ›heroisches Zeitalter‹ erlebt – die Zeit ihrer Ausdifferenzierung und Professionalisierung –, geradezu eine *Symbiose der Geologie mit dem Konzept des Erhabenen* einstellt, die für Schillers Naturverständnis hätte prägend sein können, ja müssen. Doch dies geschieht, wie ich im folgenden zeigen werde, gerade nicht. Während der ›vorkritische‹ Kant ebenso wie Lichtenberg, Goethe, Alexander von Humboldt und – mit Abstrichen – sogar Herder die stürmische Entwicklung der Geologie zur Kenntnis nehmen und teilweise systematisch verarbeiten, bleibt Schiller, und das ist, meine ich, für die Analyse von ›Schillers Natur‹ durchaus relevant, in einer zentralen Entwicklungsphase einer um 1800 viel-diskutierten Wissenschaft beiseite stehen. Schillers hat, das ist zu zeigen und zu erklären, erstaunlicherweise nichts mitbekommen von dem durch Wolf Lepenies beschriebenen ›Ende‹ der traditionellen Naturgeschichte und von der damit verbundenen Verzeitlichung der Natur.<sup>4</sup> Diese Verzeitlichung, die im Kontext der Geologie die Vorstellung unendlicher Zeiträume und die Erkenntnis der Episodenhaftigkeit menschlichen Lebens auf der Erde mit sich bringt, hat eine durchaus brisante Relativierung des Menschen und seiner eigenen Geschichte zur Folge, deren Reichweite in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bereits absehbar wird.

Damit befinden wir uns in einem Konfliktfeld, das – wissenschaftsgeschichtlich gesehen – als Konkurrenz von Geologie und Anthropologie beschrieben werden kann; und ich möchte am Ende meines Beitrags den im folgenden genauer darzustellenden Befund im Hinblick auf Schillers Rezeption der Naturkunde seiner Zeit aus genau dieser Konkurrenz heraus kommentieren.

## II. Genesis und Geologie

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts versucht Georges Louis Leclerc, Comte de Buffon, seine seit längerem gewonnenen Überzeugungen über das hohe Alter der Erde zu veröffentlichen, was zunächst nicht möglich war<sup>5</sup>: »Buffon unterwarf sich 1751 der Aufforderung d[er] Theol[ogischen] Fakultät der Sorbonne zum Widerruf derjenigen seiner Thesen, die dem mosaischen Bericht widersprachen.« 1774 unter-

<sup>4</sup> Vgl. Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte – Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1978.

<sup>5</sup> Helmut Hölder: *Kurze Geschichte der Geologie und Paläontologie – Ein Lesebuch*, Berlin u. a. 1989, 214. – Zum Folgenden vgl. auch: Georg Braungart: *Apokalypse in der Urzeit – Die Entdeckung der Tiefenzeit in der Geologie um 1800 und ihre literarischen Nachbeben*, in: *Zeit – Zeitenwechsel – End-*

nahm er einen neuen Versuch, wobei er sich vor allem auf seine Berechnungen über die Abkühlgeschwindigkeit des Planeten stützte, und 1778 veröffentlichte er sein Werk *Les époques de la nature* (als fünften Supplement-Band seiner *Histoire naturelle générale et particulière*), in dem er die unübersehbar lange Dauer der Erdgeschichte – jenseits aller biblischen Berechnungen (die traditionell das Alter der Erde auf gut 6000 Jahre angesetzt hatten) – nachzuweisen versuchte.<sup>6</sup>

In den Konflikten um Buffons Einsichten kulminierte eine Entwicklung, die sich als ein langer Kampf zwischen Genesis und Geologie darstellte, welcher zunächst in Harmonisierungsversuche nach Art der Physikotheologie gemündet hatte, bei denen man – etwa im Gefolge der Debatten um Thomas Burnets *Telluris Theoria Sacra* bzw. *Sacred Theory of the Earth* (1681/89 bzw. 1684/90) – die sechs Schöpfungstage der Bibel als geologische Epochen von längerer Dauer zu deuten vorschlug. Thomas Burnet selbst ist im übrigen für eine Geschichte des Geologisch-Erhabenen<sup>7</sup> von einiger Bedeutung. Er hatte am Ende des 17. Jahrhunderts ein grandioses, bereits von Zeitgenossen als romanhaft eingeschätztes Gemälde der großen Umwälzungen in der Erdgeschichte vorgelegt, aus dem die These von der gealterten, ruinierten Welt geradezu topisch wurde. »Mond und Erde gäben beide »das Bild einer großen Ruine ab, sie sehen aus wie eine Welt, die auf ihren eigenen Trümmern ruht.«<sup>8</sup> Paolo Rossi stellt in diesem Zusammenhang fest: »Die Trümmer und die große Ruine avancierten in Burnets Schriften zu metaphysischen Leitmotiven.« Und: »Burnet konnte wohl kaum ahnen, daß seine Schrift für die Ideengeschichte des Erhabenen und für die Entstehung einer auf Berglandschaften bezogenen Gemütsbewegung große Bedeutung erlangen würde.«

An der Wende zum 19. Jahrhundert erlebte die entstehende Wissenschaft von der Geologie ihr großes Zeitalter, denn in den Jahrzehnten bis zu Charles Lyells *Principles of Geology* (1830/1833) wurden die entscheidenden Entdeckungen gemacht, die zu einer immer weiter fortschreitenden Professionalisierung und zur endgültigen Etablierung als Wissenschaft führten. Die Relativierung der biblischen Schöpfungsgeschichte war dabei der eine wichtige geistesgeschichtliche Effekt; damit verbunden, aber doch analytisch davon zu unterscheiden ist das Auseinanderdriften der Menschheitsgeschichte (welche zuvor noch unreflektiert mit der Geschichte der Erde in eins gesetzt worden war) und der Geschichte der Natur in ihrer Entwicklung – ganz besonders der Geschichte der Erde mit ihren unvorstellbar langen Zeiträumen. Die Geschichte der Menschheit, in diesen Jahrzehnten durch vielfältige geschichtsphilosophische Modelle – und nicht zuletzt durch Schil-

zeit: *Zeit im Wandel der Zeiten, Kulturen, Techniken und Disziplinen*, hg. von Ulrich G. Leinsle und Jochen Mecke, Regensburg 2000, 107–120.

<sup>6</sup> Vgl. auch Stephen Toulmin/June Goodfield: *Entdeckung der Zeit*, Frankfurt a. M. 1985 [engl. 1965], 160.

<sup>7</sup> An der ich arbeite.

<sup>8</sup> Paolo Rossi: *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*, München 1997, 260 f.

<sup>9</sup> Ebd., 261.

ler selbst – in diverse Sinnhorizonte gerückt, wurde durch die scheinbar harmlose Geologie mit einem Schlag zur bloßen Episode, zum Epiphänomen von Prozessen ganz anderer, unvorstellbarer zeitlicher Dimensionen. Jean Baptiste Lamarck formuliert zu Beginn des 19. Jahrhunderts: »Wie ungeheuer ist doch das Alter unserer irdischen Welt, und wie klein sind die Gedanken derer, die glauben, seit der Entstehung unserer Erde bis zum heutigen Tag seien nicht mehr als sechstausend und ein paar hundert Jahre vergangen!«<sup>10</sup> – Und er betont, »daß das Alter unserer Erde weit über die Vorstellungskraft des Menschen hinausgeht.«<sup>11</sup>

### III. Anthropologie und Geologie

Das 18. Jahrhundert, genauer seine zweite Hälfte ist bekanntermaßen jene Epoche, in welcher die Anthropologie zu einer neuen Leitwissenschaft wird (sofern man schon von *einer* Wissenschaft sprechen kann). »Die Lehre vom Menschen«, so Peter-André Alt, »[...] die Beschaffenheit individueller Mentalitäten, Gemütsverfassungen und Begabungen faszinieren die Zeit wie kaum ein anderes Thema.«<sup>12</sup> Medizin, Psychologie, Rhetorik, Naturkunde, Philosophie und andere Disziplinen sind auf die Erforschung des Menschen zentriert. Kant, Schiller, Garve, Platner, Schillers Mentor Abel und viele andere partizipieren an diesem Diskurs. Doch im Schatten dieses Aufstiegs findet sich als dunkle Schwester der *Anthropologie* auch die *Geologie*, durch welche eine radikale Erschütterung des Anthropozentrismus der Spätaufklärung droht.

Neben der Spannung zwischen theologischen und geologischen Erdentstehungsmodellen ist damit die Spannung zwischen dem Anthropozentrismus der Leitwissenschaft des späten 18. Jahrhunderts einerseits – und der *transhumanen* Perspektive andererseits ins Auge zu fassen, wie sie durch die Erkenntnisse der Geologie jener Zeit nahegelegt wird: Die Erde hat eine eigene Geschichte, mit eigenen, unglaublichen und die Anschauung überfordernden Dimensionen, welche die Weltgeschichte, die Geschichte des Menschen zu einer bloßen Episode werden lassen und den Menschen zu einem Epiphänomen herabstufen. Nach der kosmischen Marginalisierung (so hat dies Stephen Jay Gould einmal formuliert)<sup>13</sup> und vor der Darwinschen und der Freudschen Kränkung des neuzeitlichen Narzißmus hätte Freud in seinem berühmten Diktum noch eine vierte Kränkung erwähnen müssen: die *zeitliche* Marginalisierung des Menschen durch den »dunklen Abgrund der Zeit«,

<sup>10</sup> Toulmin/Goodfield, *Entdeckung der Zeit* [Anm. 6], 192.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Peter André Alt: *Aufklärung*, Stuttgart/Weimar 1996, 312 f.; zur Anthropologie in der Spätaufklärung vgl. jetzt die umfassende Studie von Carl Niekerk: *Zwischen Naturgeschichte und Anthropologie – Lichtenberg im Kontext der Spätaufklärung*, Tübingen 2005.

<sup>13</sup> Vgl. Stephen Jay Gould: *Time's Arrow – Time's Cycle: Myth and Metaphor in the Discovery of Geological Time*, Cambridge (Mass.)/London 1996, 1 f.

wie eine inzwischen klassische Darstellung der Geologiegeschichte dieser Epoche<sup>14</sup> mit den Worten Buffons formuliert.

Prägnantestes Beispiel für die Konfliktlage ist vielleicht Kant selbst, und zwar der vorkritische Kant: 1755 bebte die Erde und zerstörte Lissabon. Das darauf folgende publizistische, theologische und philosophische Erdbeben war nicht weniger heftig. Und es konnte durchaus vor dem Hintergrund der Ruinentheorie Burnets gelesen werden, als Beweis, daß die Erde alt, ausgebrannt und ihrem Ende nahe sei. Immanuel Kant in Königsberg reagierte unmittelbar und versuchte, in drei 1756 veröffentlichten Aufsätzen, eine eigene Deutung, die über religiös-theologische Zweifel und entsprechende Harmonisierungen hinausgeht.<sup>15</sup> Kant setzt in der umfangreichsten dieser Schriften vom März 1756 zunächst bei erdgeschichtlichen Bemerkungen an und weist darauf hin, wie wenig die Menschen noch vom Innern der Erde wüßten, wo sie doch »die Oberfläche des Erdbodens« eigentlich schon »ziemlich vollständig« zu kennen meinen.<sup>16</sup> »Die größte Tiefe«, so heißt es bei Kant weiter, »zu der Menschen von der obersten Fläche des festen Landes hinabgekommen sind, beträgt noch nicht 500 Klafter.«<sup>17</sup> Nun folgt eine längere Passage, die ich ganz zitieren möchte, um die Argumentationsweise erkennbar zu machen<sup>18</sup>: »Was aber die Natur unserm Auge und unsern unmittelbaren Versuchen verbirgt, das entdeckt sie selber durch ihre Wirkungen. Die Erdbeben haben uns offenbart, daß die Oberfläche der Erde voller Wölbungen und Höhlen sei, und daß unter unseren Füßen verborgene Minen mit mannigfaltigen Irrgängen allenthalben fortlaufen. Der Verfolg in der Geschichte des Erdbebens wird dieses außer Zweifel setzen. Diese Höhlen haben wir eben derselben Ursache zuzuschreiben, welche den Meeren ihr Bette zubereitet hat; denn es ist gewiß, wenn man von den Überbleibseln, die das Weltmeer von seinem ehemaligen Aufenthalte über dem gesamten festen Lande zurückgelassen hat, von den unermeßlichen Muschelhaufen, die selbst in dem Innern der Berge angetroffen werden, von den versteinerten Seetieren, die man aus den tiefsten Schächten herausbringt, ich sage, wenn man von allem diesem nur einigermaßen unterrichtet ist, so wird man leicht einsehen, daß erstlich das Meer ehemals eine lange Zeit alles Land überdeckt habe, daß dieser Aufenthalt lange gedauert habe und älter als die Sündflut sei, und daß endlich das Gewässer sich unmöglich anders habe zurückziehen können, als daß der Boden desselben hin und wieder in tiefe Grüfte herabgesunken und demselben

<sup>14</sup> Paolo Rossi: *The Dark Abyss of Time – The History of the Earth and the History of Nations from Hooke to Vico*, Chicago/London 1984.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu Horst Günther: *Das Erdbeben von Lissabon erschüttert die Meinungen und setzt das Denken in Bewegung*, Berlin 1994, bes. 34–42. – Die Texte Kants sind auszugsweise nachgedruckt in: *Die Erschütterung der vollkommenen Welt – Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon im Spiegel europäischer Zeitgenossen*, hg. von Wolfgang Breidert, Darmstadt 1994, 100–143; hiernach die folgenden Zitate.

<sup>16</sup> Ebd., 108.

<sup>17</sup> Ebd., 109.

<sup>18</sup> Ebd.

tiefe Becken zubereitet hat, darin es abgeflossen ist, und zwischen deren Ufern es noch jetzt beschränkt erhalten wird, indessen daß die erhöhten Gegenden dieser eingesunkenen Rinde festes Land geworden, welches allenthalben mit Höhlungen untergraben ist, und dessen Strecke mit den steilen Gipfeln besetzt ist, die unter den Namen der Gebirge die oberste Höhe des festen Landes nach allen denjenigen Richtungen durchlaufen, nach welchen es sich in eine beachtliche Länge erstreckt.

Diese Höhlen enthalten alle ein lodernes Feuer, oder wenigstens denjenigen brennbaren Zeug, der nur einer geringen Reizung bedarf, um mit Heftigkeit um sich zu wüten und den Boden über sich zu erschüttern oder gar zu spalten.«

Also: Die Aktivitäten der Menschen reichen nicht weit in die Tiefe. Die Erde, wie sie sich der Gegenwart darstellt, ist Produkt von ungeheuren, gewaltsamen Umwälzungen. Und schließlich: Die Menschheit lebt in jeder Hinsicht auf dünnem Boden. Die Hinweise auf die unterirdischen Gänge in der Erde, so Kant dann weiter, seien nötig, um die Vorgänge des Erdbebens von Lissabon zu verstehen. Und nun folgt eine interessante Wendung des Arguments, die später von Lichtenberg noch radikalisiert werden wird: Kant spielt mit dem Gedanken, wie viele Zeitgenossen das Augenmerk auf Schrecken, Not und Tod der Menschen zu richten und so »das Entsetzen sich einigermaßen vorzubilden, darin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn alles um sie her einstürzt.«<sup>19</sup> Doch von dieser humanen Perspektive auf das Ereignis verabschiedet er sich in programmatischer Weise, wenn er sagt<sup>20</sup>: »Eine solche Erzählung würde rührend sein, sie würde, weil sie eine Wirkung auf das Herz hat, vielleicht auch eine auf die Besserung desselben haben können. Allein ich überlasse diese Geschichte geschickteren Händen. Ich beschreibe hier nur die Arbeit der Natur, die merkwürdigen natürlichen Umstände, die die schreckliche Begebenheit begleitet haben, und die Ursachen derselben.« Und Kant wird noch deutlicher, denn für ihn ist diese Katastrophe ein Anlaß, über den Narzißmus des Menschen grundsätzlich nachzudenken. Das Kapitel *Von dem Nutzen der Erdbeben* in der hier zitierten zweiten Erdbebenschrift des Jahres 1756 leitet er wie folgt ein<sup>21</sup>: »Man wird erschrecken, eine so fürchterliche Strafrute der Menschen von der Seite der Nutzbarkeit angepriesen zu sehen. Ich bin gewiß, man würde gerne Verzicht darauf tun, um nur der Furcht und der Gefahren überhoben zu sein, die damit verbunden sind. So sind wir Menschen geartet. Nachdem wir einen widerrechtlichen Anspruch auf alle Annehmlichkeit des Lebens gemacht haben, so wollen wir keine Vorteile mit Unkosten erkaufen. Wir verlangen, der Erdboden soll so beschaffen sein, daß man wünschen könnte darauf ewig zu wohnen.«

Die Egozentrik des Menschen, der möglichst alle Naturerscheinungen für sich selbst eingerichtet sehen möchte, wird mit einer Fülle von Beispielen aufs Korn

<sup>19</sup> Ebd., 111.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., 130.

genommen, und zusammenfassend sagt Kant<sup>22</sup>: »Der Mensch ist von sich selbst so eingenommen, daß er sich lediglich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes ansieht, gleich als wenn diese kein ander Augenmerk hätten als ihn allein, um die Maßregeln in der Regierung der Welt darnach einzurichten. Wir wissen, daß der ganze Inbegriff der Natur ein würdiger Gegenstand der göttlichen Weisheit und seiner Anstalten sei. Wir sind ein Teil derselben und wollen das Ganze sein. Die Regeln der Vollkommenheit der Natur im Großen sollen in keine Betrachtung kommen, und es soll sich alles bloß in richtiger Beziehung auf uns anschicken. Was in der Welt zur Bequemlichkeit und dem Vergnügen gereicht, das, stellt man sich vor, sei bloß um unsertwillen da, und die Natur beginne keine Veränderungen, die irgendeine Ursache der Ungemächlichkeit für den Menschen werden, als um sie zu züchtigen, zu drohen oder Rache an ihnen auszuüben.«

Das lapidare Fazit Kants lautet<sup>23</sup>: »Der Mensch ist nicht geboren, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit ewige Hütten zu erbauen.« Was wie eine barocke Sentenz aus der Feder etwa von Andreas Gryphius anmutet, ist 1756, als Kant diesen Aufsatz über den Eigenwert des Organismus Erde veröffentlicht, der seine eigenen Gesetze auch in diesem schrecklichen Erdbeben offenbart, ein deutlich sich andeutendes Korrektiv zum Anthropozentrismus der Aufklärung, welches sich unmittelbar mit geologischen Untersuchungen und Einsichten verbindet. Die menschliche Katastrophe ist nur ein Epiphänomen eines an und für sich selbst interessierenden – und eigentlich »normalen« – erdgeschichtlichen Vorganges, ein »Kollateralschaden«, wie man heute zynisch sagen könnte. Sie zeigt nur, daß der Mensch, wie vor 20 Jahren auch Ulrich Horstmann in einem viel diskutierten »anthropofugalen« Buch mit zynischer Fulminanz behauptet hat, eigentlich nicht auf diese Erde gehört.<sup>24</sup>

#### IV. Das Geologisch-Erhabene

Bereits in seiner ersten Kodifizierung gehören zur Phänomenologie des Erhabenen geologische Phänomene. In der Schrift *Vom Erhabenen / Peri hypsous* (ca. 40 n. Chr.),<sup>25</sup> in welcher das Erhabene als rhetorische Gewalt konzipiert wird, erscheinen an einer Stelle, an der die Eindruck erweckenden sprachlichen Mittel mit der Größe des menschlichen Ingeniums in Verbindung gebracht werden, die eindrucksvollen Gewaltphänomene der Erdbewegungen als Faszinosum des menschlichen Geistes. Wir bestaunen, so heißt es dort, »die Krater des Ätna, dessen Ausbrüche Steine und ganze Felsmassen aus der Tiefe emporschleudern und manchmal Ströme des erdgebore-

<sup>22</sup> Ebd., 134 f.

<sup>23</sup> Ebd., 135.

<sup>24</sup> Ulrich Horstmann: *Das Untier – Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*, Frankfurt a. M. 1985.

<sup>25</sup> Zur frühneuzeitlichen Rezeptionsgeschichte vgl. Dietmar Till: *Das doppelte Erhabene – Eine Argumentationsfigur von der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 2006.

nen, elementaren Feuers ergießen.«<sup>26</sup> In seiner vorkritischen Schrift über das Erhabene, die noch ganz in den Kategorien der psychologisch-sensualistischen Argumentation verfährt, verweist Kant unter anderem auf den »Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben.«<sup>27</sup> Diese geologische Phänomenologie des Erhabenen setzt sich in Kants Behandlung des Phänomens in der *Kritik der Urteilskraft* (1790) entschieden fort. Im Kontext der Behandlung des Dynamisch-Erhabenen werden als Auslöser der »Erhebung« über die zerstörerische Natur folgende Phänomene genannt<sup>28</sup>: »Kühne, überhangende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich aufthürmende Donnerwolken, mit Blitzten und Krachen einherziehend, Vulcane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der gränzenlose Ocean, in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. d. gl. machen unser Vermögen zu widerstehen in Vergleichung mit ihrer Macht zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöhen, und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können.«

Hier wird deutlich, wie Kant im Horizont der kritischen Philosophie die Domestizierung der geologischen Gewalt konzipiert: subjektphilosophisch-ethisch.

Schiller wird dies übernehmen und mit einer durchaus radikalen Wendung gänzlich in den Bereich menschlichen Handelns hinüberspielen. Während das Erhabene bei Kant bekanntermaßen und strenggenommen nur von Naturphänomenen ausgelöst werden kann, ist das Phänomen bei Schiller gerade nicht in der Natur lokalisiert, sondern in der Geschichte – und genauer noch in der Kunst der Tragödie. Die Erdgeschichte wird von ihm beinahe »verdrängt«.

Schelling zählt in seiner *Philosophie der Kunst* (entst. 1802/03, veröffentlicht posthum 1859) folgende Beispiele für das »Erhabene der Natur« auf<sup>29</sup>: »ungeheure Gebirgs- und Felsenmassen, deren Gipfel das Auge nicht erreicht, der weite, nur vom Himmel umwölbte Ocean, das Weltgebäude in seiner Unermeßlichkeit, für welche jeder mögliche Maßstab des Menschen unzureichend befunden wird.«

Diese Traditionslinie der geologischen Phänomenologie des Erhabenen verbindet sich um 1800 mit der Tradition der »Alpenbegeisterung«<sup>30</sup> – im Zusammenhang

<sup>26</sup> [Ps.-]Longinus: *Vom Erhabenen*, Griechisch/Deutsch, übers. und hg. von Otto Schönberger, Stuttgart 1988, 89 (= 35,4).

<sup>27</sup> Immanuel Kant: *Werke – Akademie-Textausgabe II*, Berlin 1968, 208 (*Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* [1764]).

<sup>28</sup> Kant: *Werke* [Anm. 27] V, 261 (§ 28).

<sup>29</sup> Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Ausgewählte Schriften II*, hg. von Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1985, 290 (§ 65).

<sup>30</sup> Konrad Gesner (1516–1565) schreibt in einem Brief: »Ich behaupte daher, daß ein Feind der Natur sei, wer die erhabenen Berge nicht einer eingehenden Betrachtung würdig erachtet.

der Diskussion des 18. Jahrhunderts über die »gemischten Gefühle« –, wie sie Carsten Zelle so eindrücklich dargestellt hat.<sup>31</sup>

John Dennis etwa (1658–1734) greift für seine Ästhetik, in welcher er die Trennung des Schönen vom Erhabenen postuliert, auf Erfahrungen einer Alpenüberquerung im Jahre 1688 zurück<sup>32</sup>: »[T]he unusual height (!) in which we found our selves, the impending Rock, that hung over us, the dreadful Depth of the Precipice, and the Torrent that roar'd at the bottom, gave us such a view as was altogether new and amazing [...]. The sense of all this produc'd different motions in me, [...] a delightful Horrour, a terrible Joy, and at the same time, that I was infinitely pleas'd, I trembled.« Bei Dennis wird die Schilderung der Wahrnehmung mit Überlegungen zur Entstehung dieser Berge verknüpft: Sind sie so geschaffen oder sind sie Ergebnis eines ruinösen Prozesses (wie Thomas Burnet behauptet hatte)?

Damit komme ich zu einer ersten These: Der Diskurs des Erhabenen war im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert derart mit der »Entdeckung« der Alpen verknüpft worden, daß die Verbindung mit der Geologie insgesamt nur ein letzter Schritt war. Die Theorie von der alten Erde (Thomas Burnet) und die Katastrophentheorie (vertreten vor allem von Georges Cuvier) passen genau in die Entwicklung des Diskurses über das Erhabene. Das zeigt sich sehr deutlich in der nachfolgenden Entwicklung, in der sich gerade naturkundliche Autoren ganz explizit auf diesen Diskurs beziehen und so nach Kants und Schillers Doppelung des Erhabenen (in das Mathematisch-Erhabene bzw. Theoretisch-Erhabene und das Dynamisch-Erhabene bzw. Praktisch-Erhabene) eine dritte Variante des Erhabenen generieren: Die unermesslichen Zeiträume, welche nicht das Anschauungsvermögen des Menschen in quantitativer Hinsicht überfordern (wie beim Mathematisch-Erhabenen Kants) oder seine Selbsterhaltung bedrohen (wie beim Dynamisch-Erhabenen), sondern ihn in der zeitlichen Dimension nahezu annihilieren, wären der Ausgangspunkt für das Geologisch-Erhabene; wobei in der Konsequenz zu fragen wäre, worin dann in diesem dritten Falle jeweils die »erhebende« Reaktion des Subjekts liege.

Unter den vielen Vertretern des Geologisch-Erhabenen der Jahrzehnte nach 1800 seien drei hervorgehoben: Alexander von Humboldt, Carl Gustav Carus und Gotthilf Heinrich Schubert.

Alexander von Humboldt greift in seinem Hauptwerk *Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* und in seinen *Ansichten der Natur*<sup>33</sup> und den in diesen

[...] Daher wird die höchste Bewunderung für alle Elemente und für die Mannigfaltigkeit der Natur durch die Berge erweckt« (*Frühe Zeugnisse der Alpenbegeisterung*, hg. von Helmuth Zebhauer, München 1986).

<sup>31</sup> Vgl. Carsten Zelle: »Angenehmes Grauen« – Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert, Hamburg 1987.

<sup>32</sup> John Dennis: *Letter describing his crossing the Alps, dated from Turin, Oct. 25, 1688* [1693], zit. n. ebd., 86 f.

<sup>33</sup> Alexander von Humboldt: *Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, 4 Bde, Stuttgart/Augsburg 1845–1858; ders.: *Ansichten der Natur*, Tübingen 1808 [2. Ausg. 1826; 3. Ausg. 1849].

Werken von ihm unternommenen Versuchen, die Natur der Erde in einer Gesamtschau darzustellen, immer wieder auf die Kategorie des Erhabenen zurück.<sup>34</sup> – Carl Gustav Carus, der sich in seinen *Zwölf Briefen über das Erdleben* von 1841 als holistisch denkender Geologe zeigt, hatte schon in seinen *Briefen über Landschaftsmalerei* von 1831 zur Fundierung seiner ästhetischen Ansichten dezidiert auf die erdgeschichtlichen Mechanismen hingewiesen, nach denen die Landschaft ihre aktuelle Gestalt gewonnen hat<sup>35</sup> – Prozesse, die in ihren Ausmaßen dem Menschen zeigen, wie klein er im Kontext der geologischen Dimensionen eigentlich ist. Und in diesem Zusammenhang greift Carus auch auf die Kategorie des Erhabenen zurück<sup>36</sup>: »Indem ich nun aber wieder überlese, was ich geschrieben habe, fällt mir noch bei, daß aus alle dem Vorigen auch wol ein Misverständnis anderer Art hervorgehen könnte, dem ich auch sogleich begegnen muß. Es könnte nämlich, was von solchen Erdlebenbildern gesagt ist, auch wol gedeutet werden, als sollten nun lauter gigantische Scenen im größten Format dargebildet werden, als sollten nur Schilderungen der Alpenwelt, Seestürme, große Gebirgswaldungen, Vulkane und Wasserstürze der Vorwurf solcher Erdlebensbilder sein. – Das aber ist nun meine Meinung keinesweges, und wenn ich auch nicht anstehe zu behaupten, daß jene Scenen, recht gefaßt, das Erhabenste der Erdlebenbildkunst darbieten würden, so ist doch jede, auch die stillste und einfachste Seite des Erdlebens, wenn nur ihr eigentlicher Sinn, die in ihr verborgene göttliche Idee richtig erfaßt ist, ein würdiger und schöner Gegenstand der Kunst.«

Gotthilf Heinrich Schubert schließlich thematisiert in seiner Schrift *Das Weltgebäude, die Erde, und die Zeiten des Menschen auf der Erde* von 1852 ganz deutlich die

<sup>34</sup> Vgl. Humboldt: *Kosmos I* [Anm. 33], 19 f. – Vgl. hierzu auch allgemein Daniel Tobias Seger: »... die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes ...« – Alexander von Humboldt und das Erhabene, in: *Scientia Poetica* 6 (2002), 59–76.

<sup>35</sup> Vgl. Carl Gustav Carus: *Briefe über Landschaftsmalerei*, Leipzig 1835 [Repr. 1972], 28 f.: »[D]as Wechseln der Tages- und Jahreszeiten, den Wolkenzug und alle Farbenpracht des Himmels, das Ebben und Fluten des Meeres, das langsame, aber unaufhaltsam fortschreitende Verwandeln der Erdoberfläche, das Verwittern nackter Felsgipfel, deren Körner, alsbald herabgeschwemmt, allmählig fruchtbares Land erzeugen, das Entstehen der Quellen, nach den Richtungen der Gebirgszüge sich zu Bächen und endlich zu Strömen zusammenfindend, Alles folgt stillen und ewigen Gesetzen, deren Herrschaft wir zwar selbst mit untergeben sind, die uns trotz jedem Widerstreben zwar mit sich fortziehen, und, indem sie uns mit geheimer Macht die Blicke auf einen großen, ja ungeheuern Kreis von Naturereignissen zu wenden nöthigen, uns von uns selbst abziehen, die eigene Kleinheit und Schwäche uns empfinden lassend, deren Betrachtung jedoch zugleich auch die innern Stürme besänftigend und auf alle Weise beruhigend wirken muß. Tritt denn hin auf den Gipfel des Gebirges, schau hin über die langen Hügelreihen, betrachte das Fortziehen der Ströme und alle Herrlichkeit, welche Deinem Blicke sich aufthut, und welches Gefühl ergreift Dich? – es ist eine stille Andacht in Dir, Du selbst verlierst Dich im unbegrenzten Raume, Dein ganzes Wesen erfährt eine stille Läuterung, Du bist nichts, Gott ist alles.« – Die Parallelen zu Adalbert Stifters »sanftem Gesetz« liegen auf der Hand.

<sup>36</sup> Ebd., 118 f.

Konsequenzen für menschliche Subjektivität<sup>37</sup>: »So begegnet unserem Geiste, wenn er nach dem Anfang jenes endlos forttönenden Liedes der Schöpfung forscht, alenthalben eine Vergangenheit, welche zu dem Menschen sagt: ich kenne dich nicht; und schon diese Nachbarberge, an denen die Ströme der Völker und ihre Geschichte seit Jahrtausenden vorüberzogen, ohne an ihren Felsenhäuptern eine bleibende Spur zu lassen, scheinen mein Geschlecht zu fragen: wo warst du, als wir gegründet wurden; wo warst du, als unsre Morgensterne zuerst diese annoch jugendlichen Höhen beschienen? [...] Der Geist des Menschen erschrickt dennoch nicht vor jenen dunklen Tiefen seiner Vergangenheit und Gegenwart.«

Damit läßt sich zunächst einmal zusammenfassen:

- a) Leitmotiv der Debatten in der Geologie der »heroischen Zeit« ist der *Bedeutungsverlust des Menschen*, sein ephemerer Aufenthalt auf dem Planeten, seine *zeitliche Marginalisierung*.
- b) Der Diskurs des Erhabenen hat seit der Antike eine große Nähe zu den Gegenständen der Geologie aufzuweisen. Speziell gewaltsame Naturprozesse werden unter diesem Titel thematisiert.
- c) Der Grundgedanke der Theorien des Erhabenen *vor Kants Kritik der Urteilskraft* (1790) ist die Kleinheit des Menschen, sein Bedroht- und Ausgesetzt-Sein.
- d) Die *geologischen* Theorien des 17. und 18. Jahrhunderts legen dieselbe Tendenz nahe (selbst in denjenigen Fällen, in denen sie nicht gegen die biblische Schöpfungsgeschichte gerichtet sind): Der Mensch ist nur ein Epiphänomen des Erdgeschehens.
- e) Ansatzweise schon bei Thomas Burnet, dann aber vor allem bei Kant selbst, findet sich eine doppelte Bewegung unter dem Titel des Erhabenen verhandelt: ein Scheitern und dann ein Sich-Erheben über das Scheitern.
- f) Auf der Seite der Geologie-Diskurse finden sich ähnliche (doppelte) Argumentationsfiguren (etwa bei Carus und Schubert), die allerdings mehr auf den *Trostgedanken* abzielen (so auch bereits Lichtenberg).<sup>38</sup>
- g) Das *spezifisch* Geologisch-Erhabene ergibt sich nun aber nicht primär aus gewaltsamen Naturprozessen oder der Unendlichkeit der Räume, sondern aus der Unermesslichkeit der *Zeiträume*, die zur Debatte stehen: Die – mit Kant gesprochen – mathematische und die dynamische Variante des Erhabenen, also die Überforderung des Menschen in quantitativer Hinsicht, die Überforderung seiner Wahrnehmung einerseits und die physische Bedrohung seiner Existenz andererseits, erhielt mit dem – so Buffons schon zitiertes Wort – »dunklen Abgrund der Zeit« eine dritte Variante an die Seite gestellt: Die ungeheure Relativierung durch die unendlichen *Zeiträume*, die sich im heroischen Zeitalter der Geologie auf tun. Es

<sup>37</sup> Gotthilf Heinrich Schubert: *Das Weltgebäude, die Erde, und die Zeiten des Menschen auf der Erde*, Erlangen 1852, 4.

<sup>38</sup> Vgl. hierzu Braungart: *Apokalypse in der Urzeit* [Anm. 5], 108–110.

geht also um die radikale Infragestellung des Menschen in seiner *zeitlichen* Anschauungsform.

#### V. Schiller, das Erhabene und die Naturkunde

Die zuletzt genannten Beispiele stammen bereits aus einer Zeit nach dem Tode Schillers, und es ist nicht zu leugnen, daß die ganz entscheidenden Debatten, jedenfalls in der Breite, nicht schon in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts stattfinden. Dennoch: Schillers Freund Goethe nimmt sie schon früh wahr und rezipiert vor allem die französische Diskussion in erheblichem Umfang. Eines der geheimnisvollsten Projekte Goethes in den 80er Jahren war sein *Roman über das Weltall*, der allerdings nie geschrieben wurde. Am 7. Dezember 1781 heißt es in einem Brief an Charlotte von Stein<sup>39</sup>: »Meinen neuen Roman über das Weltall hab ich unterwegs noch durchgedacht und gewünscht daß ich Dir ihn diktieren könnte es gäbe eine Unterhaltung und das Werk käme zu Papier.« Keineswegs nur unterhaltsam war der Gegenstand dieses Projekts, er rührte an die Fundamente des damaligen Weltbildes. Am 2. April 1780 hatte sich Goethe den – wie er schreibt – »neuen Buffon« vorgenommen, dessen 1778 erschienenes Werk *Epoques de la nature*, in dem Buffon seine Vorstellungen über das hohe Alter der Welt formuliert. Fünf Tage später schreibt Goethe an den Freund Merck, neben Charlotte von Stein der wichtigste Gesprächspartner in Stein-Sachen<sup>40</sup>: »Die Epochen *de la nature* von Buffon sind ganz vortrefflich. Ich akquiesziere dabei, und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. [...] Es soll mir keiner etwas gegen ihn im Einzelnen sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese etc. als das erste Kapitel Mosis zu sein.« Diese Äußerung ist durchaus provokant. Geht es doch um den Konflikt zwischen Genesis und Geologie – und macht Goethe doch leichthändig die Bibel zur Fiktion. Denn natürlich ist der »Roman« Buffons für ihn von durchaus größerer Evidenz als die Bibel.

Goethes Passion für Steine, Mineralien und alles Geologische ist bekannt und gut erforscht jetzt vor allem durch das große Werk Wolf von Engelhardts.<sup>41</sup> Sie ist in seiner Umgebung so allgegenwärtig, daß sie Schiller gar nicht entgehen konnte. Der Weimarer »Klatschreporter« Karl August Böttiger berichtet im Rückblick über Weimarer Beschäftigungen um 1780<sup>42</sup>: »Eine der lächerlichsten Genieperioden war die bergmännische in Weimar, als die Bergwerke in Ilmenau wieder gangbar gemacht werden sollten. Da war der Mensch gar nichts, der Stein alles. Goethe fand in

<sup>39</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Die Schriften zur Naturwissenschaft*, Leopoldina-Ausgabe [im folgenden: LA] II/7, hg. von Wolf von Engelhardt, Weimar 1989, 305.

<sup>40</sup> Ebd., 286.

<sup>41</sup> Vgl. Wolf von Engelhardt: *Goethe im Gespräch mit der Erde – Landschaft, Gesteine, Mineralien und Erdgeschichte in seinem Leben und Werk*, Weimar 2003.

<sup>42</sup> LA II/7, 300.

der Organisation des Granits die göttliche Dreieinigkeit, die nur durch ein Mysterium erklärt werden könne! Damals hatte Goethe an Knebel einen Schildknappen. Alles mineralogisierte; selbst die Damen fanden in den Steinen einen hohen Sinn, und legten sich Kabinette an, zum Beispiel die Göchhausen. Noch jetzt ekeln Herdern alle Steingesprache seit dieser Periode an.«

Selbst diese etwas unseriöse Quelle offenbart einen tieferen Sinn, denn tatsächlich kann man sich Goethes Faszination durch die Gegenstände der Erdgeschichte nur so erklären: Hier findet er Elemente seiner Religion, die mit der biblischen nicht gerade viel zu tun hatte. Besonders eindrücklich wird das etwa bei jenen Erfahrungen, die er in seinen eigenen Berichten und dichterischen Verarbeitungen unmittelbar mit der Kategorie des Erhabenen in Verbindung brachte, also etwa die Harzreisen oder die Begegnung mit den Alpen in der Schweiz. Und die Konkurrenz zum christlichen Schöpfungsmythos spürt noch Jahrzehnte später der Berichterstatter Böttiger.

Als Schiller 1787 nach Weimar kam, war Goethe zwar in Italien; aber von dessen Gesteinspassion mußte er in den folgenden Jahren zwangsläufig Kenntnis erhalten haben. Er konnte an der entstehenden Geologie und ihrer Brisanz eigentlich nicht vorbeischaun. Und doch, so die nun zu erläuternde Beobachtung, schien er das Thema zu ignorieren.<sup>43</sup> Im Briefwechsel mit Goethe – aber auch in anderen Briefwechseln – finden sich Anknüpfungspunkte in Fülle. Schiller greift sie nicht auf. Caroline von Beulwitz schreibt an ihn am 10. Februar 1789<sup>44</sup>: »In den nächsten Tagen werd' ich den Moriz lesen, ich war eben wieder über den Buffon gerathen und er zog mich so an, daß ich mich nicht von ihm scheiden konnte.« Und das ist nicht die einzige Erwähnung in Carolines Briefen. – Schiller sagt dazu: nichts.

Alexander von Humboldt schreibt ihm am 6. August 1794 auf die Anfrage wegen der Mitarbeit an den Horen<sup>45</sup>: »Nie habe ich von einem literarischen Unternehmen mehr erwartet als von dem Ihrigen, wo grosse Kräfte eine grosse Wirkung hoffen lassen. Es freut mich unendlich, daß Sie die Naturkunde aus Ihrem Plane nicht ausschliessen.« In diesem Brief malt Humboldt für Schiller mit lebhaften Farben das Projekt einer Naturgeschichte, die mehr biete als die Taxonomie durch »unsere elenden Registratoren der Natur«.<sup>46</sup> Es geht ihm um Natur als einen dynamischen Entwicklungszusammenhang vom Stein bis zum Menschen und seiner Kultur. Eine direkte Reaktion Schillers auf diese Pläne habe ich nicht nachweisen können.

Geht man diejenigen Schriften Schillers durch, welche in der Kant-Nachfolge das Erhabene erörtern, findet man natürlich die überkommene Thematik der Gebirge und Vulkane durchaus, aber sie scheint bei Schiller tatsächlich rein topisch zu

<sup>43</sup> In Schillers Werken und Briefen (in der Nationalausgabe) erscheint beispielsweise der Name Buffon nicht.

<sup>44</sup> NA XXXIII/1, 301.

<sup>45</sup> NA XXXV, 36 f.

<sup>46</sup> NA XXXV, 37

sein. Ich zitiere eine Stelle aus der früheren Schrift *Vom Erhabenen* von 1793 etwas ausführlicher<sup>47</sup>: »Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reissende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung u.d.gl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser Widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z.B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still aber unerbittlich wirkt, die Notwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet.«

Interessant an dieser Stelle ist nicht primär die Topik der Naturgefahren und der großen, menschenfeindlichen erdgeschichtlichen Prozesse, sondern besonders der Zusammenhang der Zeit, in den Schiller die Erfahrung der Nichtigkeit des Menschen stellt. – Hier befindet er sich übrigens nicht nur bereits im Horizont der Geologie mit ihrem »dunklen Abgrund der Zeit«, sondern auch in der guten Gesellschaft des vorkritischen Kant, der in seinen *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* von 1764 lapidar sagt<sup>48</sup>: »Eine lange Dauer ist erhaben.«

In den *Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände* von 1793/94 führt Schiller Gedanken aus der Schrift *Vom Erhabenen* weiter. Er erwähnt neben einem Erhabenen »des allgegenwärtigen Raums« auch ein Erhabenes »der nimmerendenden Zeit«.<sup>49</sup> Dagegen scheint Schiller gegen Ende derselben Schrift nur ein Erhabenes des Raums gelten lassen zu wollen.<sup>50</sup> Und in der Schrift *Über das Erhabene* von 1801 schließlich finden sich Passagen, welche den Gegensatz von menschlicher und naturgeschichtlicher Perspektive explizieren<sup>51</sup>: »Eben der Umstand, daß die Natur im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freyen Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf den Menschen in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, [...] macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären.«

Sehr charakteristisch für das völlige Fehlen einer Faszination für die Naturgeschichte und speziell für die Erdgeschichte bei Schiller, wie sie sonst bei so vielen

<sup>47</sup> NA XX, 187 f. (»Das Kontemplativerhabene der Macht«).

<sup>48</sup> Kant: *Werke* II [Anm. 27], 210 (»Erster Abschnitt«).

<sup>49</sup> NA XXI, 203 (nur im Erstdruck).

<sup>50</sup> Vgl. NA XX, 238–240.

<sup>51</sup> NA XXI, 50.

seiner Zeitgenossen zu finden ist, ist ein zwar nicht bedeutender, aber sehr charakteristischer Text von Schiller: eine kleine Rezension des esoterischen Romans *Dyana-Sore* (1787) von Friedrich Wilhelm von Meyern, der von den Zeitgenossen viel gelesen, dann aber erst von Arno Schmidt wieder entdeckt wurde. In dieser Rezension – am 29. April 1788 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* veröffentlicht – schreibt Schiller folgendes<sup>52</sup>: »Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimat, um eine Wanderung zum Heiligtum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefährvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reißende Ströme; dieses gibt dem V. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verraten.«

Die Verständnislosigkeit Schillers gegenüber dem Steinreich wird an einer ganz anderen Stelle viele Jahre früher schon deutlich, in der ersten, abgelehnten Dissertation, der *Philosophie der Physiologie* von 1779. Im elften Paragraphen, »Empfindungen des geistigen Lebens«, heißt es dort<sup>53</sup>: »Ich sehe den Sonnen-Himmel, den Sternenhimmel, ich sehe einen verwirrten Haufen Steine. Ich höre eine Quelle murmeln, ein Saitenspiel erschallen. Ich höre das Gekrächz eines Raben. In allen diesen Verwandlungen meines Zustands ist etwas allgemeines, die Vorstellung eines äußern Gegenstands. Aber wie sehr verschieden ist nicht auf der andern Seite mein Zustand bei jeder dieser Vorstellungen. Den Sonnenhimmel sehe ich gern. Den Sternenhimmel sehe ich noch gern. Von dem Steinhauften kehre ich mein Auge weg.«

Begibt man sich ein wenig auf Spurensuche in Schillers Ausbildungsgang, findet man in den Akten der Hohen Karlsschule, deren Lehrprogramm Schiller in den Jahren zwischen 1773 und 1781 ja zur Gänze wahrnahm, einige wenige Hinweise auf ein auch im Bildungssystem erwachendes Interesse an der Naturkunde neuer Prägung, wobei das Neue daran gar nicht leicht ausfindig zu machen ist. In einer verdienstvollen Studie hat Kai Torsten Kanz den Naturkundeunterricht an der Hohen Karlsschule zwischen 1772 und 1794 rekonstruiert.<sup>54</sup> Dabei wird zwar deutlich, daß ein Vergleich etwa mit Göttingen (wo Blumenbach und Lichtenberg lehrten) natürlich nicht angebracht ist. Kanz zeigt aber, wie vor allem in den späteren 70er und besonders den 80er und 90er Jahren des 18. Jahrhunderts – wohl nicht zuletzt durch Nützlichkeits erwägungen des Herzogs gefördert – eine Fülle von Bemühungen zu beobachten ist, den Naturkundeunterricht an der Karlsschule breiter zu etablieren und zu institutionalisieren. Sehr bedeutend war er zu Schillers Zeiten dort noch nicht, erst nach seinem Weggang nimmt er deutlich zu. Dennoch, es gab ihn.

<sup>52</sup> NA XXII, 196.

<sup>53</sup> NA XX, 28 f. – Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Lutz-Henning Pietsch.

<sup>54</sup> Vgl. Kai Torsten Kanz: *Die Naturgeschichte (Botanik, Zoologie, Mineralogie) an der Hohen Karlsschule in Stuttgart (1772-1794)*, in: *Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg* 148 (1993), 5-23.

Ein bisher unbekanntes und ungedrucktes Dokument<sup>55</sup> aus dem Jahre 1773 (dem Jahr, in dem Schiller in die Hohe Karlsschule – damals noch auf der Solitude – eintrat), wirft etwas Licht auf die Szene. Am 26. Dezember 1773 schrieb der 1772 als Professor der Osteologie und Naturgeschichte an der Karlsschule angestellte Gottlieb Konrad Christian Storr ein unter den Akten der Karlsschule verwahrtes Gutachten, in dem er seine Vorstellungen vom Naturkundeunterricht an diesem Institut entwickelt: *Hofmedicus D. Storr legt Seiner Herzoglichen Durchlaucht einen unterthänigsten Entwurf über den ihm Gnädigst angetragenen Unterricht in der Naturgeschichte, bei Herzoglicher Militairischer Akademie unterthänigst zu Füssen*. In diesem achtseitigen handschriftlichen Text wird der prekäre Status der Naturkunde etwa daran deutlich, daß es einerseits eine enge Zweckbindung an die Berufsausübung späterer Jäger/Förster und Gärtner in herzoglichen Diensten gab, daß aber andererseits diese Gegenstände für andere Berufe nicht so ernst zu nehmen seien: »Ein Unterricht von der Art hat mehr die Erlustigung als die Anstrengung zum Zweck.« In der Systematik wird von den herkömmlichen drei Reichen der Natur ausgegangen, wobei – eigentlich unerklärlicherweise, schaut man etwa nach Freiberg, nach Tirol und in andere Bergbaugebiete – es über das dritte der Reiche heißt, daß »das Steinreich aber ganz übergangen werde[n]« solle. In seiner Eingabe bittet Storr – der übrigens über den Eleven Schiller bei dessen Eintritt das Gesundheits- und Allgemeinzustands-Zeugnis ausgefertigt hatte – den Landesherrn darum, die herzogliche Bibliothek in Ludwigsburg zu diesem Zwecke benutzen zu dürfen. Ausdrücklich erwähnt werden dabei »vornehmlich« die Werke von »de Buffon, Schäfer und dergleichen«. Und immerhin wird im Zusammenhang dieses Entwurfs dann doch auch darauf hingewiesen, daß die Naturkunde auch für diejenigen, die »für die Staatswirthschaft bestimmt sind«, einige Bedeutung habe.

Das ist der Begriff von Natur und Naturkunde, wie er dem Karlsschüler und später dann angehenden Mediziner Schiller zunächst einmal nahe gebracht wurde. Im Vergleich zu den anderen Fächern (alte Sprachen, Geschichte, Recht, auch Völkerrecht) nimmt die Naturkunde, der man ihren bevorstehenden Umbruch hier noch nicht ansieht, einen recht geringen Raum ein.

Etwas informativer ist ein Blick in die von Schillers Lehrer Balthasar Haug ab 1774 herausgegebenen *Gelehrten Ergötzlichkeiten und Nachrichten* bzw. dann – ab 1775 – in dessen *Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen*, das zu Schillers Lektüre gehörte. Dort wurden mehrfach Werke von Buffon angezeigt. 1778 (Schiller ist inzwischen mitten im Medizinstudium) findet sich ein umfangreicher Aufsatz *Von Entstehung der Bausteine in dem Erdboden* (»von G. zu H. in Schwaben«). Ausgehend von einer rein technischen Perspektive wird unversehens die Historizität des »Steinreichs« deutlich<sup>56</sup>: »Anfangs waren alle Steine ein weicher Teig, davon nicht nur das

<sup>55</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Akten der Hohen Karlsschule (A 272, Bü 81, Nr. 71-74).

<sup>56</sup> *Von Entstehung der Bausteine in dem Erdboden von G. zu H. in Schwaben*, in: *Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1778*, 6. Stück, 413-425, hier 415 f.

Meer, sondern auch die Erde einen unerschöpflichen Vorrath hat, welcher bei der Bildung unsers zu bewohnenden Planeten nach und nach erhärtet, und es läßt sich die Entstehung der ersten Steine auf keine vernünftige Art anderst erklären. Unter einer Menge von hohen Felsengebürgen, welche vor der Sündfluth schon vorhanden waren, sind die karpatischen Gebürge, der Roßtrapp und Rheinsteine Beweise hievon. Sie würden sicher ganz, und nicht die Dammerde auf solchen allein von ihrer Lage geflöset worden seyn, wenn nicht das Wasser an dem Gestein derselben Widerstand gefunden hätte. Die Floßgebürge, welche von der Dammerde derselben entstanden, erkennen sie für ihre Mutter, und das ganze Kieselgeschlecht beweiset einen ältern Ursprung und grössere Veränderung in der Erde, als seit unserer Bewohnung auf solcher vorgegangen.«

Noch etwas deutlicher sichtbar wird die entstehende Debatte über die Geschichte der Erde in Gottlieb Storrs 1777 erschienenem *Entwurf einer Folge von Unterhaltungen zur Einleitung in die Naturgeschichte*. Es ist bei den engen Beziehungen zwischen Storr und dem Karlsruher-Eleven Schiller sehr wahrscheinlich, daß dieser den Text kannte. Bei Storr findet sich auf fünf Seiten ein höchst aufschlußreiches Kapitel mit dem Titel »Abentheuer des Erdballs«. Und wie bei der zeitgenössischen Diskussion über Buffons *Epochen der Natur* kommt auch hier schon in der Titelgebung der Vorwurf des Spekulativen, Romanhaften latent ins Spiel. Der Stoff ist brisant, die vorsichtig-distanzierte Diktion verrät es<sup>57</sup>: »Die Geschichte des Erdballs nun bei dem Ursprung dieses grossen Geschöpfes anzufangen, wäre der wissenschaftlichen Ordnung gemäs. Es war ein Versuch, dessen Kühnheit, wenn sie schon zu weit ging, doch dem erhabenen Flug der glühenden Köpfe Ehre macht, die die Vermessenheit hatten, sich an das Rätsel zu wagen, wie der Urheber der Dinge zu Werk gegangen seie, als er diesen wunderreichen Ball in das Seyn rief. Die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts, deren heiliger Verfasser ihr ein gedoppeltes Ansehen gibt, fangt mit einer Schilderung der Geburt unsres Erdballs an; diese mag wol vielen zu einer Unternehmung Muth gemacht haben, die auserdem niemals von Geistern zu erwarten war, welche eine aufmerksame Besichtigung der Werkstätte der täglich zerstörenden und bauenden Natur längst hätte belehren sollen, daß ihre Geheimnisse nie tiefer verborgen seien, als, wenn sie den Anfang eines Dings, die Grundlage seiner Schicksale bewirkt, wenn sie erzeugt. Wie sehr aber der uralte und morgenländische Schwung der Sprache und die übrige Vorzüge vor unsern Geschichtbüchern, das Mosaische Gemälde über die Fähigkeiten unsrer grössten Geister erheben, davon zeugen die fruchtlose Bemühungen unsrer Schöpfungs=beschreiber, und die wunderbare Verblendung, die die Urheber der entgegengesetztesten Meinungen überredet hat, als hätte ieder von ihnen ausschliessender Weise das Glück gehabt, in seinem physischen Lehrgebäude den Schlüssel der Schöpfung zu finden, und ohngefähr eben das gesagt, was der heilige Geschichtschreiber auf seine Weise habe sagen wollen.«

<sup>57</sup> Gottlieb Konrad Christian Storr: *Entwurf einer Folge von Unterhaltungen zur Einleitung in die Naturgeschichte* I, Frankfurt/Leipzig 1777, 32f.

Nach und nach werden die wichtigsten Theorien der Erdentstehung – jenseits des Buchs Genesis – gemustert: William Whiston, Thomas Burnet, Leibniz und zuletzt auch Buffon<sup>58</sup>:

»Zugleich fand ieder die schönste Uebereinstimmung seines Welt=Romans mit dem Bau und der Beschaffenheit der Bestandtheile unsres Planeten;

Er mochte ihn aus der allmäligen Ordnung, die der günstige Einfluß der Sonne in den verwirrten Dunstkreis eines roh gebildeten Wandelsterns, zur Zeit seiner Annäherung, durch Einlenkung seiner Bahn, hervorgebracht habe, entstehen lassen; [William Whiston: *A New Theory of the Earth* (zuerst 1696; hier verwendet: London 1708)]

oder er mochte, nach Voraussetzung eines ordnungslosen Gemischs von ieder Art der Bestandtheile, durch Senkung der schwersten Theile, sich einen Bodensatz und zugleich den Kern des Erdballs bilden, zwischen welchem eine, aus den ölichten und den leichtesten Erdtheilgen aufgeschwommene und zusammengebakkene Rinde das Wasser so lange eingeschlossen habe, bis es zur Zeit der Sündflut hervorbrochen seie; [Burnet]

oder, wenn ein anderer ihn, als ein, durch Entzündung, zur Sonne, und widerum, durch Aufzehrung des Feuerzunders, und die, damit verbundene, Verlöschung, zum Irrstern gewordenes, Wechsel=gestirn ansah; [Leibniz]

oder, noch ein anderer, einen Cometen auf die Sonne fallen lies, der dieses Gestirn aus der Lage gebracht, und eine Ergiessung seines kochenden Brennstoffs veranlast habe, woraus die allmälige Erkaltung die Erde, und alle Irrsterne unsres Wirbels gebildet habe, die, von ihrer Herausströmung her, die Umwälzung um die Sonne beibehalten [...] [Buffon]«

Und die Konsequenz aus dieser Revue spekulativer Erdentstehungstheorien, welche nicht zuletzt auch mit der Bibel in Konflikt stehen, lautet – Ignoramus<sup>59</sup>: »Feuer, Luft und Wasser wirken auf die vielfältigste Weise zusammen, und scheinen gemeinschaftlich gegen die Erde zu wüthen. Diese immerwährende Umänderung wird zum Beweise wider die Möglichkeit, die ursprüngliche Beschaffenheit und selbst die Umstände bey der Erzeugung des Erdballs, aus seiner gegenwärtigen Beschaffenheit zu errathen. Und, wie dieses auserhalb des Bezirks unsres Wissens gelegen ist, so ist der Zusammenhang und die Zeitfolge iener umändernden Begebenheiten, ebenfalls unter der gar sehr grossen Menge von Gegenständen, wovon wir weder etwas richtiges wissen, noch wissen können, deren Untersuchung also, neben dem Verdruss über verlohrene Mühe, noch den Schaden verursacht, daß die Bearbeitung mehr fruchtbarer Felder dadurch aufgehalten wird. Wir betrachten demnach unsre Erde, so, wie sie ist, ohne zu entziffern, wie sie so geworden ist.«

– Blicke noch zu erwähnen, daß Storr 1781 auch eine Alpenreise unternahm, deren Beobachtungen er 1784 in einem Buch publizierte.<sup>60</sup> –

<sup>58</sup> Ebd., 33-35.

<sup>59</sup> Ebd., 36.

<sup>60</sup> Gottlieb Konrad Christian Storr: *Alpenreise vom Jahre 1781*, erster Teil, Leipzig 1784.

## VI. Schluß

Schiller konnte also, das sollten diese wenigen Hinweise zeigen, in seiner Karlschulzeit durchaus den Horizont eines Naturbegriffs erkennen, der mehr als eine bloße Beschreibung des statisch Gegebenen implizierte. Er konnte, sofern er es wollte, die Anfänge der Historisierung der Natur in Deutschland erleben, das »Ende der Naturgeschichte« in der traditionellen, klassifikatorisch-statischen Form – und noch einmal an Lepenies zu erinnern.

Doch mein Eindruck ist: Er tat es nicht. Seine Behandlung des Erhabenen läßt nichts von der aktuellen Debatte erkennen, wie sie um ihn herum im Gange war. Und auch sonst in seinem Werk sehe ich nirgends einen Ansatzpunkt, ein genuines Interesse für die neuere Naturforschung, wie sie seinen Freund Goethe umtrieb, zu erkennen.

Bleibt es also bei der herkömmlichen typologischen Gegenüberstellung, der Schiller in *Über naive und sentimentalische Dichtung* ja selbst schon Vorschub leistete? Trifft das Klischee doch zu, daß Goethe eben nichts mit Geschichtsphilosophie und Schiller nichts mit Naturwissenschaft anfangen konnte? Der *Mediziner* Schiller?

Damit komme ich zum Schluß, und zugleich zu einer letzten These, die ich als Frage formulieren möchte: Könnte man den genannten Befund in den Kontext eines latenten (oder auch virulenten) Konflikts zwischen Anthropologie (in Schillers Fall: des Mediziners) einerseits und Geologie bzw. Naturforschung mit transhumaner Perspektive andererseits einordnen? Könnte man Schillers (und Kants) zweistufige Theorie des Erhabenen, die nicht bei der Annihilierung des Menschen, beim Befund seiner Winzigkeit und Bedeutungslosigkeit angesichts der Weite der Natur und angesichts der Bedrohung durch ihre Gewalten, stehen bleibt, möglicherweise als eine bewußte *Behauptung der anthropozentrischen Perspektive* interpretieren, die durch die einsetzenden Debatten um urzeitliche Katastrophen und unendliche Zeiträume, um die zeitliche Marginalität des Menschen, bereits bedroht war? Das 19. Jahrhundert wird sich, wie angedeutet, auf diesen Weg begeben, und Kant-Schillers Idee des Erhabenen in ihrer spezifischen – und aus der Tradition des Konzepts herausfallenden – Ausprägung wäre ein letzter Versuch, die Sonderstellung des Menschen angesichts drohender Kränkungen (erinnert sei noch einmal an die Erdbeben-Aufsätze des jungen Kant) zu retten. Die Tatsache, daß sich bei Schiller, anders als noch bei Kant (in der *Kritik der Urteilskraft*), das Erhabene gänzlich im Bereich menschlichen Handelns abspielt, fände so eine wissenschaftsgeschichtliche Erklärung.

## SCHILLER

## Die Dämonie der Natur und die Kehrseite des aufgeklärten Denkens

Von Helmut Koopmann

Im Frühjahr 1793 unternimmt Schiller einen Spaziergang durch »eine schöne Landschaft in der Abendröthe«.<sup>1</sup> Vor sich hat er »das unendlich wechselnde Spiel des Lichts«; er sieht, wie die Gegenstände mit »leichte[m] Flor« umkleidet sind, und was er um sich erblickt, ist eine »Harmonie der Farben«. Zu den angenehmen Empfindungen kommt das »sanfte Geräusch eines Wasserfalls« hinzu, das freilich nicht so stark ist, daß es das »Schlagen der Nachtigallen« übertönen könnte. Eine heile Welt.

Schiller wird diesen Spaziergang wiederholen – und wieder ist es der Abend, der ihn verlockt. »An dem Himmel herauf mit leisen Schritten / Kommt die duftende Nacht« – ist das nicht Eichendorff oder auch Kleist? Nein, es ist Schiller, zwei Jahre später.<sup>2</sup> Noch ein paar Jahre danach, 1799, erwartet er wieder die Nacht, die holde, und wieder ist es ein Sonnenuntergang mit einem »purpurrothen Flor«, flüstern Stimmen leise, zieht ein Schwan seine Kreise durch den Teich, und erneut ist ein Wasserfall zu hören, wieder »mit angenehmem Rauschen«. Dann kommt der Mond strahlend herauf, öffnen sich »die Kelche« der Blumen.<sup>3</sup> Wenn die Farben erblassen, kann sich der Blick allerdings täuschen, und erst bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß das schimmernde Weiß im Park nicht ein »seidnes Gewand« ist, sondern nur das »Flimmern« einer Säule an einer »dunkeln Taxiswand«. Die Konturen verschwimmen, auch das Ohr erliegt Täuschungen: Was sich wie Tritte im Laubengang anhört, ist nur der Fall einer überreifen Frucht.

Schöne Natur, bukolische Szenerien: Sie begegnen bei Schiller immer wieder, und in ihnen begegnet uns der empfindsame Schiller. Erlebt davon ist nichts, sondern alles auf flüchtige Weise imaginiert. Und so gibt es diverse Ungereimtheiten. Daß sich im holden Dämmerlicht »kühn« die Kelche öffnen, ist wider die Natur: Blumen schließen sich bekanntlich beim Einbruch der Nacht. Wenn vorher vom »purpurrothen Flor des Abends« die Rede ist, kann der Mond nicht »strahlend« aufgehen, und wenn Dämmerlicht herrscht, kann der Schwan nicht seine Kreise

<sup>1</sup> Schillers Werke werden nach der Nationalausgabe zitiert: Schiller: *Werke*, Nationalausgabe, begr. von Julius Petersen, hg. im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums in Weimar und der Deutschen Akademie, Weimar 1943 ff. (im folgenden: NA; die römische Ziffer gibt den Band, die arabische Ziffer gibt die Seitenzahl an). Hier: *Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände*, NA XX, 225.

<sup>2</sup> *Der Abend, nach einem Gemälde*, NA I, 238.

<sup>3</sup> *Die Erwartung*, NA II/1, 201 f.